

Eine Geschäftssache.

Von Dr. F. M.

„Es hat keinen Zweck, Bernke,“ sagte der Rechtsanwalt, „ich fürchte, wir sind zu Ende mit unserer Wissenschaft. Sie müssen es zu tragen suchen.“

„Es ist hart, auf meine alten Tage noch mal anfangen müssen,“ antwortete sein Gegenüber, ein alter, wettergebräunter Schiffer, während er unruhig seine Röhre in der Hand drehte.

„Ja, es ist hart,“ wiederholte Herr Brandt freundlich, „und ich wünschte, ich wüßte einen Ausweg. Aber ich weiß keinen.“

„Herbert hat ein harter Mann; schrecklich hart, Herr!“ fuhr der alte Bernke fort. „Ich dachte, als ich zuerst mit ihm anfang, ich hätte etwas Gutes. Aber ich sehe jetzt meinen Irrtum. Ich wollte, ich wäre früher zu Ihnen gekommen.“

„Ich auch, Bernke! Zu rechter Zeit hätte ich Ihnen vielleicht noch helfen können. Hart mit Namen und hart mit Herzen! Sagen Sie, glaube ich, hier von ihm. Er wußte jedenfalls, daß Sie nicht gerade vertraut wären mit Geldsachen, und daß bei Ihnen etwas zu holen sei.“

„Herr!“ rief der einfache, alte Schiffer aus, „ist es nicht fürchtbar, wie hier Menschen Vorteile nehmen wollen von ihren Mitmenschen, die ihnen nie etwas zuleide taten!“

„Um auf unsere Sache zurückzukommen,“ erwiderte Doktor Brandt, „Sie können den Anteil, den Hart an Ihrem Kutter hat, nicht bezahlen?“

Der alte Mann schüttelte den Kopf. „Nein, Herr. Ich habe versucht, alles zusammenzuschlagen, was ich konnte. Aber es sind schlechte Zeiten, und die Summe ist groß.“

„Ja, allerdings. Und dann noch dazu, daß er Ihnen vorgeschlossen hat,“

„Er sagt, es sei für Betriebskosten und Versicherung.“

„Wag wohl sein, aber reichlich viel ist es doch. Und Sie denken nicht, daß beim Verkauf des Kutters genug herauskommen werde?“

„Wohl kaum, Herr. Die „Käthe“ ist all geworden wie ihr Vieh.“

„Ja, dann wird es wohl so kommen, daß Hart den Kutter in seinen Besitz nimmt.“

„Wie ich sagte, es ist hart, Herr! Aber ich sehe, daß es nicht weiter geht. Es kostete mich manches Jahr, bis ich sie kaufen konnte, aber wir müssen uns trennen, und ich muß irgendwo anders arbeiten.“

Die Geschichte war fürchtbar einfach. Bernke, Schiffer und Besitzer der „Käthe“ hatte schlechte Zeiten, zu Hause und im Geschäft. So kam es, daß er Geld leihen mußte von Hart, dem gerissensten Geschäftsmann von Warnemünde. Dann kam das Unglück, Schlag auf Schlag; erst der ungewöhnlich niedrige Wasserstand, dann schlechte Frachtgeschäfte. Er brauchte mehr Geld, um seine Röhre zu bezahlen, als ein Einkommen. Sein Boot war seine einzige Hoffnung. Hart wußte das. Er hoffte, es gäbe in seinen Besitz zu bekommen, und dann seinen ersten Besitzer gegen mäßige Gebühr als Führer anzustellen. Er mußte, daß Bernke dieses annehmen würde, denn ein anderes Fahrzeug in dieser Zeit und bei diesem Alter zu finden, wäre sehr schwer gewesen.

Als Bernke das Bureau verließ, wanderte er mechanisch zum Hafen, wo die „Käthe“ lag. Es war ihr recht bitter ums Herz. Er hatte versucht, für viele Jahre fromm und gottesfürchtig zu leben. Noch bevor er zum Rechtsanwalt ging, hatte er sich das Wort wiederholt: „Ich bringe jung gewesen, und nun bin ich alt geworden. Aber noch nie habe ich den Kronen verfallen gesehen und seinen Samen nach Brot suchen.“ Und auch jetzt noch auf dem Wege landete er ein dringens Gebet an sein feinen Herrn: „O Herr, hilf mir, keinen Haß und Böses in meinem Herzen zu tragen, sondern die Sache als Geschäftssache zu nehmen.“

Ein Mann stand neben seinem Boot, als Bernke dahinkam. Er war Hart selbst. Am ersten Augenblick dachte der alte Mann unwillkürlich die Röhre, und das Blut stieg ihm in den Kopf. Dann dachte er an sein Gebet und verfuhr ruhig zu bleiben.

„Aber, Bernke!“ sagte Hart. „Ich dachte, daß ich Sie hier treffen würde. Es tut mir leid, daß ich mit meinem Anteil zu helfen mußte, aber Sie müssen es zu tragen suchen und als Geschäftssache betrachten.“

„Ja,“ wiederholte Bernke leise und mit Anstrengung, „ich will es als Geschäftssache ansehen, Herr Hart!“

„Das ist recht. Es ist traurig für Sie, aber vielleicht nicht so schlecht, als Sie denken. Das heißt nur, daß ich Vorgesetzter der „Käthe“ bin; aber ich habe keinen Grund, warum Sie nicht Schiffer auf ihr bleiben wollen.“

„Was meinen Sie, Herr?“

„Ja,“ sagte der andere mit kurzem Nicken. „Ich bin mein Votum nicht auf dem Wasser gewesen und Sie denken doch nicht, daß ich selbst Schiffer werden will.“

„Dann muß ich das also jemand dazu haben!“

„Zuerst war der alte Mann verwirrt und wollte von solcher Abmachung nichts wissen. Aber Hart stellte ihm seine Lage klar vor und erinnerte ihn an seine Frau und daß es schmerzlich sein würde, etwas anderes zu finden. Dumm genug, aber Bernke mußte sich einwerfanden erklären, trotzdem er auch hier sah, daß der Vorteil auf seiner Seite lag.“

„Ich werde nun die geschäftlichen Sachen in Ordnung bringen,“ fuhr Hart fort, dessen selbstsüchtige und unangenehme Natur es ihn gar nicht schenken ließ, wie er den alten Mann durch seine Reden peinigte. „Ich werde die Kaufpapiere mitnehmen. Die „Käthe“ ist doch übrigens noch in gutem Zustande.“

„Ja, Herr,“ antwortete Bernke, einen Augenblick stolz auf sie.

Hart zögerte. „Ich habe eine Idee. Ich möchte wohl mal eine kurze Tour mit ihr machen; sind Sie dazu fertig, Bernke?“

„Nein, Herr; heute nicht!“

„Nur für eine Stunde, um sie einmal kennen zu lernen. Sie ist ja doch halb mein eigen.“

Bernke zögerte. Die Frage ging ihm wider den Strich. Aber er bewog sich, und seine natürliche Ehrlichkeit und Ehrlichkeit sagten ihm, daß Hart ein Recht hatte, das zu verlangen.

„Es ist nur der Junge da,“ antwortete er, „aber das Wetter ist gut. Wenn Sie wünschen, fahre ich etwas auf die See hinaus.“

Sie gingen an Bord. Der alte Schiffer rief den Jungen. Sie machten die „Käthe“ los. Es stand etwas Wind, gerade gut genug für eine Fahrt mit einem vom Lande. Hart stand hinten und sah dem Segel des Segels zu. Dann nahm Bernke das Steuer und brachte sie an den Wind. Die „Käthe“ war kein Vergnügungsboot. Das merkte Hart bald; denn der Platz war eng, der Junge, turnte stink und gewandt born herum. Werke war still nach seiner Gewohnheit, wenn er im Dienst war. Er hatte seine Augen auf das Segel gerichtet und brachte die „Käthe“ so dicht an den Wind als möglich.

„Herrlich!“ rief er plötzlich Franz an. Dann legte er das Ruder herum.

„Achtung, Herr! rief er Hart zu, „hüden Sie sich!“

„Gut, Herr! Nicht wahr?“ fragte Bernke.

„Ja, ja,“ erwiderte Hart, welcher aber von der ganzen Sache nichts verstanden hatte. Dann wurde es wieder still an Bord.

Dunkle Gedanken schossen dem alten Mann durch den Kopf. Er versuchte, nicht daran zu denken, daß dieser Mann da sein Feind war. Dann erinnerte er sich plötzlich, daß Hart das Verkaufsdocument bei sich hatte. Er versuchte, auch daran nicht zu denken. Nur ein kleines Stück Papier, aber es bedeutete so viel für ihn. Häßliche Ideen kreuzten seinen Kopf, aber immer wieder versuchte er, sie beiseite zu schieben.

Sie waren schon eine Stunde unterwegs. Bernke sah sich ringsum. Der Wind war frischer geworden. Der Kahn bewegte sich etwas. Er sah Hart an, und dieser sagte: „Ich denke, wir sind weit genug gefahren. Es scheint stürmisch zu werden.“

Der alte Mann lächelte. Er wußte, was ein richtiger Sturm war. „Ja, Herr! Eine Minute, dann ist sie rum!“

„Franz, fertig!“

Wieder kam der Baum über, Bernke, der nicht gewohnt war, Vorgesetzter an Bord zu haben, hatte dieses Mal vergessen, Hart zu warnen, und dieser, in seiner Unruhe wegen des Windes, hatte auch nicht aufgegeben.

Es gab einen Klatsch, und Hart war von dem Baum ins Wasser gefallen.

In Warnemünde erzählte man, daß der alte Bernke, wenn es darauf ankam, noch ebenso frisch war, wie das junge Volk. Ein Augenblick, und er hatte die Lage begriffen. Er mußte, Hart konnte nicht schwimmen. Sturz vorwärts vor dem Winde. Das Ende spannte sich, und die beiden wurden einige fünfzig Meter mitgeschleift. Hart war bei dem Fall bewußtlos geworden, und dabei war es für Bernke leicht, mit ihm fertig zu werden.

Der alte Schiffer, der nicht einen Augenblick die Röhre verloren hatte, blühte zum Schiff zurück. Franz war nach hinten gegangen und wußte, was zu tun war. Er brachte den Kutter in den Wind, sodas das Segel seinen Wind mehr bekam, und so das Tau langsam ein.

Die Gefahr war vorüber. Und so kam der Verlust der Röhre Bernke. Langsam schwimmend konnte er Hart mit der Hand, die das Tau hielt, über Wasser halten und hatte so die andere Hand frei. Und dann küßte er mit der linken Hand ein dieses Paket in der Brusttasche des anderen. Er wußte, was es war. Er wußte, daß es das leichteste Ding von der Welt war, die Röhre herauszuholen und ins Wasser gleiten zu lassen. Er wußte, daß Hart es selbst sehr wohl glauben würde und niemals Verdacht gegen den alten Mann haben würde, der sein Leben gewagt hatte, um ihn zu retten. Und er wußte, daß, wenn einmal das Dokument verloren war, er seine Ansprüche nicht weiter erheben konnte.

Alles dieses flüchtete ihm der Versuch ins Ohr. Da kam aber auch schon der gute Engel. Gerade als seine Finger die Tasche berührten, doch ein dringens Gebet nach oben — und wurde erhört: Herr, hilf mir, es als Geschäftssache anzusehen, und bewahre mich vor Sünde und Betrug!

Franz holte sie langsam heran, zwanzig Meter, zehn Meter. „Nimm ihn zuerst“, rief der alte Mann, und Franzens starker Griff hob Hart aus dem Wasser. Dann kletterte Bernke hinterdrein. Er sagte nur: „Nimm das Ruder und fahre zum Hafen!“ Dann tat er, was er konnte, und man sah den hilflosen Mann wieder unter Wasser zu machen.

Bernke bemerkte, daß, als Hart wieder etwas zu sich kam, er nach der Brusttasche sah und ein etwas sonderbares Gesicht machte.

Schnell ging die Fahrt zurück vor dem Winde. Als der See glatt lag, er richtete er, sagte Hart nicht viel. Er wußte eigentlich immer noch nicht recht, was sich ereignet hatte. Aber er bestellte Franz zu sich in sein Haus und ließ sich von ihm die Geschichte erzählen.

Am Abend sah Bernke neben dem Ofen mit seiner letzten Pfeife. Er war allein, denn seine Frau war schon zu Bett gegangen. Mächtig klingelte es, und als er öffnete, stand Hart draußen.

„Ich komme, um Ihnen zu danken, daß Sie mir das Leben gerettet haben,“ als er eintrat und sich niederlegte. „Als ich Sie heute früh verließ, mußte ich gar nicht recht, was eigentlich geschehen war, aber Franz erzählte mir alles. Bernke, ich bin Ihnen von Herzen dankbar.“

Bernke nahm seinen Dank an mit dem Bemerkten, daß er nur getan hätte, was er für jeden andern auch getan haben würde.

„Aber was es nicht schwerer für mich?“ fragte Hart eindringlich.

„Nein, Herr!“ rief der alte Mann aus. „Ich habe niemals daran gedacht.“

„Ich glaube Ihnen — und ich danke Ihnen. Aber, selbst wenn Sie mein Leben retten, — konnte nicht was anderes verloren gehen?“

Bernke sah ihn gerade an, bevor er leise antwortete: „Ja, Herr! Ich wußte es, ich — ich dachte auch daran, aber, Gott sei Dank, es ist nicht verloren.“

Ein oder zwei Minuten war es still, dann sagte Hart mit für ihn seltsam weicher Stimme:

„Bernke, ich habe Ihnen unrecht getan. Ich habe versucht, Sie auszunutzen, von Ihrer Ehrlichkeit und Offenheit Vorteil zu ziehen, und habe getan, wie ich nun sehe, nicht besser als Betrug ist. Und ich wünsche, mit Ihnen in Ordnung zu kommen. Sie haben mich etwas gelehrt heute, was ich hoffentlich nie wieder vergesse. Ich schulde Ihnen mein Leben und noch mehr. Lassen Sie mich versuchen, es Ihnen zurückzugeben.“

Und er zog ein schweres Paket aus der Tasche, zeigte es dem alten Mann und sagte:

„Es ist noch etwas feucht, aber Ihr Feuer ist gut.“

Und dann gab es ein Pfaffen und Aufklappen, als Hart Rechnung machte, und der alte Bernke war wieder alleiniger Besitzer und Schiffer von der „Käthe“. Der Anteil war völlig abbezahlt.

„Komschu.“

Wir sind in Konstantinopel

Nachdem wir uns ein ganzes Jahr hindurch in den langweiligen und kostspieligen Luxushotels von Pera und Therapie geduldet, waren wir reif für den großen Entschluß, uns wieder einmal ein eigenes Heim zu gründen. Vier Wochen lang beschäftigten wir uns mehr oder minder verführerischen Apartments in meist minder verführerischen „Ehans“, den verrottlichen Mietwohnungen, die außer europäischen Primitiven und amerikanischen Preisen so ziemlich alles vermischen lassen, was der Kultur mit dem Mangel des häuslichen Komforts zu verbinden pflegt. Der peinliche Einbruch wohlfeiler Talmi-Eleganz wird hier noch durch die deutschen Spuren einer vernachlässigten Verfallszeit verstärkt, die einzulegen scheint, kaum noch, daß der letzte Anreicherer den neuen Eban verlassen. Die Apartments enthalten viele kleine schlüsselförmige Räume, mit denen auch die erfindungsreichen Hausfrauen nichts Rechtes anzufangen kann. Was ich kaum irgendwo vorhanden, von Jubel und familiären Einrichtungen schweigt das Ganges Köstlichkeit.

Wir waren uns bald klar darüber, daß wir keines dieser Apartments jemals beziehen würden, und der Augenblick schien mir gekommen, mit einem Vorschlag herauszutreten, den ich seit langem insgeheim erwogen.

„Wie war's wenn wir uns einen alten türkischen Holzkonak suchten mit großem Garten, geräumigen Zimmern und schöner Aussicht?“ Unsere europäischen Freunde waren außer sich vor Entsetzen. „Wollen Sie mitten unter lauter Törken wohnen?“ — „Wollen Sie von Insekten aufgefressen werden?“ — „Glauben Sie vielleicht, ein Europäer könne in diesen schmutzigen, halbverfallenen, feuergefährlichen Baracken hausen mit ihren primitiven Einrichtungen, ihrer nur für Türken berechneten Innenausstattung?“

Ich wollte mich nun zwar nicht so rasch besiegt geben, aber was ich auf der mutig begonnenen Expedition durch die in Betracht kommenden „besseren“ türkischen Quartiere an Entdeckungen zu verzeichnen hatte, das war jedenfalls eher dazu angeht, einen Maler als einen Wohnungsuchenden zu entzünden, auch wenn der noch so viel Sinn für Botanik und Orientromantik besaß.

Künftig war ich von der Undurchführbarkeit meines Planes überzeugt, da schwärmte mir eines Abends ein türkischer Freund von dem Konak K. V. Kasas vor, der zu vermieten sei, weil der Besitzer vom Komitee in die Verbannung geschickt worden. Haus und Garten würden mir sicher gefallen. Und die gefielen mir tatsächlich. Vor allem der Garten — eine himmlische Wälder von mehr als tausend Quadratmetern, mit Feigen, Mandeln und Maulbeerbäumen, mit Rosen, Vorbeeren und mehreren Dutzend Birnen, Äpfeln, Kirschen, Pfäffchen und anderen Früchten. Unter grünem Geranke ein großer Springbrunnen, in dessen altem Marmorbasin sich die Goldfische jagten. Das Ganze in drei großen Terrassen vom Bosphorus hin abfallend, dessen blaue Flut sanfte Kühlung emporbrachte, während die waldigen Höhen des asiatischen Ufers von Skutari bis Skandilly mit der bunten Girlande von Willen, Schilfern und Konaks den reizendsten Rundblick boten.

Das Haus — nun ja, es hatte hohe, weite Räume, und als ich ein Gartenfenster trat, lag das herrlichste Panorama zu meinen Füßen — der Bosphorus, nun wie ein grandioser Finnensee, vom alten Galata, von der garten Silhouette Stambul, dem Leanderturm, der Skutari-Spitze, dem asiatischen Gestade, den Marmorpalästen Dolma Bagtsche und Tschiraghah umrandet, hinter denen der Hülsbügel seine smaragdgrünen Parkfranz hindurchfunkeln ließ.

So groß ward meine Sehnsucht, hier meinen Schreibtisch aufzustellen, daß ich mich mit einem wahren Niesenoptimismus für die Veräußerung des Hausinnern wagnete, aber selbst dieser Niesenoptimismus ward von richtigen Schmutzbergen, von baufälligen Treppen mit eingerissenen Geländern, von Plafonds und Fußböden, in denen ganze Pflanzen, von schauerhaften Tieren, windstiefen Fenstern und Gremeln aller Art so weit aufgezehrt, daß ich fast einlaß, meine Frau dürfe das Haus in diesem Zustande nie erblicken, wenn aus meinen Träumen etwas werden sollte.

Ohne also von dieser letzten und entscheidenden Entdeckung etwas zu verraten, sprach ich viel von den Schönheiten der italienischen Riviera, von den Weizen einer Mittelmeerfahrt und von Pariser Verwandten, die denn auch „zufällig“ eine Woche später die lebenswürdigste Einladung zu einem Frühjahrsbesuche sandten.

Bierzehn Tage später war meine Frau unterwegs, und ich hatte Haus und Garten für allerdings sehr billiges Geld auf ein Jahr gemietet. Die Ausräumung des Augiasstalles konnte beginnen. Sechs handfeste armenische Dienstmänner bildeten die Avantgarde, mit der ich vorerst dem Feinde Schmutz zuleide ging. Jeden volle Tage lobte der Stampf, ehe ich diesen hartnäckigen Gegner völlig besiegt, der nach Vernichtung seines Gros sich noch in tausend Ecken zu verweiltem Widerstand gefamelt. Nur mit Hilfe griechischer Schweißweiber, die ich für diese Quereilen erst drücken mußte, da sie in derartigen Kleinakten feinerer Erfahrung besaßen, konnte ich zuletzt vollständig triumphieren. Es war ein Vorrud-Sieg! Ich hatte nie geahnt, daß dem Schmutz eine geheimnisvolle kontervierende Kraft innewohnt. Nun diese Kraft durch meine Strategie gebrochen, trauete ich mich kaum irgendwo mehr fest aufzutreten, aus Furcht, unter den Trümmern meiner gereinigten Behausung begraben zu werden.

Allo Handwerker vor! Zimmermann, Verputzer, Maler, Installateur, eine Masse Leute, die im Türkischen auf „diki“ enden, und mit deren Gewerbe ich bei dieser Gelegenheiten zum ersten Male Bekanntschaft machte. Sie ließen sich in den verschiedenen Positionen aufstellen, aus denen ich mein Schmutz geborgen. „Wir fürchten uns nicht vor der Arbeit, Offendim!“ versicherten mir

die diese Braven mit bescheidenem Stolz. Und in der Tat — sie fürchteten sich so wenig vor der Arbeit, daß sie sich daneben legten und schliefen. Oder Zigaretten rauchten! Oder Kaffee tranken! Oder speisten! Ja, manche gingen sogar direkt um die Arbeit herum mit verachtungsvoller Miene, besahen sie sich von allen Seiten, gaben sachmännische Urteile ab, erzählten mir Schwänke aus ihrem Leben. Und als mir das schließlich zu einigen wenig verbindlichen Bemerkungen Anlaß gab, drehten sie mir entriest den Rücken. Ich schiene im Verkehr mit osmanischen „Gents“ noch wenig Erfahrung zu haben. Ich schiene zu glauben, daß noch der Absolutismus in der Türkei herrsche, und daß ich es mit Sklaven statt mit freien Männern zu tun habe.

Verweilt suchte ich wieder einmal in meinem Garten Erholung von „meinem Haus“ und „meinen“ Arbeitern, da rief mich ein silberhelles Stimmchen an: „Komschu! Komschu!“ (Nachbar!) Ich wandte mich um und entdeckte hinter der Gartenmauer des anstoßenden Hauses, von sippigen Vorbeeren und Weinranken eingerahmt wie das liebliche Bildchen, ein herziges, blondes, blauäugiges Scherfenskindchen, das mir vergnügt zwinkte. Mein kleiner Nachbar begann sofort eine höchst angelegte Unterhaltung, d. h. er überflutete mich mit einer wahren Flut von Fragen, die ich wohl zu seiner Zufriedenheit beantwortet haben muß, denn er belohnte mich, indem er mir mit wahrhaft dringlicher Gebärde einen großen Blütenzweig zuwarf, den er in der Hand gehalten.

Dann lief er rasch weg und für einen Augenblick tauchte zwischen dem Gesträuch ein wunderschönes Madonnenbild auf, das eine feine, weiße Hand, wie in jähem Erschrecken, mit dem Kopfschütteln verhielt, als mein beunruhigender Blick die großen dunklen Mandelblüten suchte. Eine Weile hörte ich noch, wie die unge Mutter mit ihrem Wübchen sich jagte, wie beide um die Wette mit hellem Kinderlachen den wohnigen Frühlingsmorgen erfüllten. Das war meine erste Begegnung mit meiner türkischen Nachbarin.

Am Abend erschien der Vater des Wübchens, ein scharmanter, junger Polizeioffizier, hinter der Gartenmauer, bedankte sich für einige Süßigkeiten, die ich seinem Jungen hinübergeschickt, und gab mir gute Ratsschläge für die Anlage des Gartens, in dem mein französischer Diener sich ungefähr mit der inneren Begisterung betätigte, mit der ein Kommerzienrat seiner Schwemninger-Kur obliegt.

Langsam, langsam schritten die Arbeiten im Hause vorwärts. Nachdem ich die Leute erst einmal auf Werk gebracht, konnte ich oft ihre Kunstfertigkeit, ihre natürlichen Gesinnung und das Verständnis bewundern, mit dem sie auf meine Wünsche eingingen. Die ganze Bauart des Konaks vertrug keine europäische Einrichtung. Die streng durchgeführte Zweiteilung in Männer- und Frauenetagen, die zahllosen Fenster — sieben allein in meinem Arbeitszimmer — liegen es mir schließlich am zweckmäßigsten erschienen, dem türkischen Stile zu folgen, der sich natürlich gewisse Modifikationen im Sinne europäischer Wohnlichkeit gefallen lassen mußte.

Wahrscheinlich gerade meine ersten fertigergerichteten Zimmer, als mir der Versuch einer türkischen Nachbarin gemeldet wurde, die bereits einen großen Stein bei mir im Brett hatte, weil sie mich in den Tagen der ersten Kämpfe häufig durch Kaffee gelobt und mit jenen Stuhl geliebt hatte, auf dem ich dann eine Woche lang tiefinnige Betrachtungen über die Pummigkeit konstantinopeler Möbelhersteller angestellt. Da die Dame heutzutage achtzig Jahre alt war, in mühsamer Berufselbst dem stittentrigsten Puffelmann untertäniglich erschienen. Sie gab sich denn auch sehr unbelangen.

„Nicht wahr, ganz türkisch ist's bei mir?“ fragte ich sie vergnügt.

„Gar nicht türkisch!“ meinte sie trocken. „Das Haus war doch in schönstem Zustand. Keinen Türken wäre es eingefallen, alles neu zu machen. Aber da du nun schon mal so viel Geld hineingesteckt hast, mein Sohn — aus ihren noch immer lebhaften Augen winkerte mir etwas wie supplerische Vertraulichkeit entgegen — so nimm dir zu dem neuen Hause wenigstens auch eine neue Frau!“

„Aber ich bin doch mit meiner jetzigen Frau ganz zufrieden!“ erwiderte ich schüchtern.

„Nun, nicht du, da wirst du also doch mit zweien noch einmal so zufrieden sein!“ meinte sie unverfälscht.

„Meine Frau würde sehr böse sein, wenn ich an so etwas denken wollte.“

„Sie wird sich daran gewöhnen. Nun, genöht sich an so vieles im Leben!“ erklärte meine Nachbarin phlegmatisch und knüpfte daran eine sehr lange, sehr lehrreiche Erziehung. Viel direkter als die alte Dame legte mir ein paar Tage später der Ghodcha (Geistliche) des Quartiers anlässlich eines mehrstündigen Besu-

ches ähnliche Möglichkeiten nahe. Der lebenswürdige Mann hielt sich ein klein wenig zurückgesetzt, daß mein Mietkontrakt ohne seine Vermittlung zustande gekommen war, und hätte er mich wenigstens gern dem Plam genommen und mir darauf eine zweite Frau besorgt. In türkischen Vierteln macht nämlich der Ghodcha eigentlich alles. Mietkontrakte, Ehekontrakte und Testamenten scheinen geradezu seine Spezialitäten zu sein.

Da ich nach allen diesen drei Mitteilungen keinen Gebrauch von seinen Talenten machen konnte, verfuhr ich mich wenigstens durch eine Stunde für seine Armen bei ihm einzuschleichen. Sein Wohlwollen beseligte denn auch zusehends mein Ansehen bei all den vielen Konsofs, die sich allmählich zum meldesten und mir bei Kaffee und Zigaretten allerhand liebenswürdige Weisheit zum besten gaben. Ich bin heute überzeugt, daß es keine angenehmere Nachbarschaft gibt als die türkische, die nicht spektakel, nicht klumpert, nicht intrigiert, um neun Uhr zuBette geht und durch ihren einzigen Fehler, die Neugierde, mehr amüsiert als lästig fällt.

Sagt uns die Pflanzen schonen!

Kaum kündigt der Frühling sich an, so reifen unbedachte Menschen die Röhren von den Weiden und Haseln herunter. Die geschändeten Sträucher bieten einen jammervollen Anblick für jeden denkenden Menschen, eine beredte Anklage gegen Rohheit und Unbedachtbarkeit. Sobald dann das erste Grün an den Zweigen treibt, sobald sich zur Pflanzzeit der Solylunder (Flieder) mit duftenden Blütentrauben schmückt, wenn Jasmin, Traubenkirsche, Rot- und Weißdorn anfangen zu blühen, immer wiederholt sich daselbst graufame Spiel: alles wird rücksichtslos heruntergerissen und mitgeschleppt. Verkrüppelt wachsen die Büsche weiter. Nicht einmal blühende Obstbäume werden verschont; ja es gibt Menschen, die sich nicht scheuen, junge Fichten, Tannen, Eichen, Buchen u. s. w. auszupflanzen, um sie daheim wieder einzusparen — die Bäumchen verkommen fast alle.

Das Blumenpflügen gilt als ein unerschöpfliches Vergnügen, das man namentlich Kindern glaubt gönnen zu dürfen, aber bedenkt doch, wie viele Menschen unterwegs sind, und daß viele wenig ein Bild machen! Der Schwarm von Pflüchern raubt in kurzer Zeit ganzen Wiesen und Gehägen ihren leuchtenden Schmuck. Ja, auf weiten Strecken, besonders in der Umgebung großer Städte droht jede Frühlingssprache zu schwinden, weil die Ausflügler die Blumen geradezu ausrotten. Diese Gefahr droht in Deutschland besonders den Leberblümlingen, den Anemonen, dem Veroniksporn, dem Stimmelschlüssel, dem Maiglöckchen, der Krollblume, der Dotterblume u. a. Und während diese Blumen in Masse geraubt werden, gibt es wieder Sammler, die ihr Augenmerk mit Vorliebe auf besonders seltene Blumen richten. Schlangennest in der Weide und Staudenblumen auf den Wiesen, sowie Seerosen in den Teichen fallen ihnen zum Opfer, werden daher seltener und seltener. Jeder, der wirklich die Natur liebt, sollte es sich zur Pflicht machen, alle Blumen zu schützen und nicht zu dulden, daß auch nur eine seltene Pflanze zwecklos abgerieben werde.

Der aller trocken allem seine Kinder Blumen pflücken läßt, der ermahne sie nachdrücklich, mit wenigem zufrieden zu sein, nicht in die Kornfelder einzubrechen, sondern nur an den Rändern der Wiesen und Feldern zu pflücken, auch niemals die Pflanzen mit der Wurzel auszureißen, denn die Wurzel allein ermöglicht vielen Pflanzen das weitere Fortkommen. Man halte endlich streng darauf, daß die Kinder das Geschäft mit nach Hause nehmen und dort weilsich pflegen. Niemals darf ein Kind aus dem Grunde Blumen oder Zweige wegwerfen, weil es ihm lästig ist, sie zu tragen. Die Zeit des Tragens wird ihm für das nächste Mal eine Lehre sein. Aus „Flur und Wald.“

Die Selbstsucht von Samen bietet manche Vorteile, muß jedoch sehr gewissenhaft betrieben werden. Die Hauptbedingung ist, daß nur die schönsten und vollkommen ausgebildeten Exemplare dazu verwendet werden. Ferner ist darauf zu achten, daß verwandte Arten nicht nahe zusammenkommen, weil durch Wind und Insekten Kreuzbefruchtungen heraufzuziehen werden die Kultur ergeben. Diese müssen namentlich bei der Samenreinigung streng vermieden werden. Da es sich hier um sorgfältige Reinheitsgung der zur Saat verwendeten Träger handelt. Etwas größere Flächen zur Verfügung, so empfiehlt es sich, alljährlich mit dem Anbau zu wechseln und in einem Jahr immer nur die Samen anzubauen. Die keine gegenwärtige Befruchtung mit einander eingeben.

Dann beginnt jeder zu betonen, wenn ich die Reue noch lobt als die Schuld.

Der meiste Optimismus ist Blauen wider besseres Wissen.